

Pazifistische Kriegspropaganda

von Karl Hugo Sclutius

„Albert spricht es aus: ‚Der Krieg hat uns für alles verdorben.‘“ So läßt Erich Maria Remarque seinen Helden Paul Bäumer sprechen, Seite 97 von „Im Westen nichts Neues“. Ein gutes Buch, ein erschütterndes Buch, ein lustiges Buch. Kaum hat Albert den Satz ausgesprochen, der Erich Maria Remarques Beweissatz ist, diesen tiefgründigen, dem Leser bis auf den Grund des Hirnkastens einleuchtenden Satz; kaum hat uns die unendliche Trostlosigkeit des Wahrworts das Herz in angenehmes Flattern versetzt, so kommt die große Szene: Die Kriegsfreiwilligen begrobsen den Unteroffizier-Briefträger Himmelstoß, der sie beim Ersatzbataillon brutalisiert hat, beschimpfen ihn, brutalisieren ihn ihrerseits und beschämen ihn noch dazu und legen ihn herein. Eine höhere Gerechtigkeit in Gestalt des Kompagnieführers hilft ihnen dabei. Dann spielen sie im Hühnerstall, der als Arrest fungiert, Skat. Dann gehen sie Gänse stehlen. Three man in a boat mit blutigen Kulissen. Oder Tom Sawyer von Mark Twain. Oder Lausbubengeschichten. Oder was ihr wollt, — aber nur kein Anti-Kriegsbuch, wie es aus den tausend Schlünden pazifistischer Reklame herausbrüllt. Pazifismus? Wir liegen schief! Wir liegen jetzt schon so lange schief im Schlaf unsrer falsch herum aufgemachten Propaganda, daß wir eines Tages mit krummen Knochen übel erwachen werden.

„Der Krieg hat uns für alles verdorben.“ Verdammte Lüge. Wenn irgendwo die Diskussion über den Krieg anhebt — besonders als sie in der ‚Vossischen Zeitung‘ über Remarques Buch anhob — so quillt den Dreißigjährigen a tempo der Mund über: „Wo wart Ihr denn damals? Rotzbuben, Hosenzipfelträger, Ihr seid doch noch in die Sexta gegangen, als wir schon... Piff... wir Kriegsgeneration!“ Eine gefährliche Lüge. Sie fühlt sich so wenig „für das Leben verdorben“, die Generation der „Langemarkkämpfer“, daß ihr die Brust vor Stolz gebläht ist. Ob pazifistisch, ob bellizistisch, das ist wurst, auf beiden Seiten der Barriere das Gleiche — sie ist die Generation, die über Krieg und Frieden und über den Rest zu entscheiden hat. Denn sie hat in ihrer Jugend das gewaltige Erlebnis erlitten, das sie über die Nachgeborenen erhebt, bis... nun bis der nächste Krieg den Enkeln ebensoviel Feuerschlünde der Erkenntnis öffnet. Nein, lieber, talentierter, kluger Erich Maria, so herum gehts nicht. Ein Bucherfolg, sorgenlose Tage, frischer Ruhm — ich gratuliere. Aber Pazifismus? Kriegspropaganda! Einer muß es Ihnen sagen.

Ihnen und den andern. Denn Sie sind es nicht allein. Keineswegs. Upton Sinclairs Jimmy Higgins, John dos Passos' Drei Soldaten, Georg van der Vringes Soldat Suhren, Ludwig Renns Krieg, und dann The Big Parade, Rivalen, Wings. Immer dasselbe. Macht Zwischentitel: Nie wieder Krieg!, erzählt von weggerissenen Gesichtsfassaden, laßt Rekruten sich anmachen und Hauptleute irrsinnig werden, wälzt Euch in

Blut, Eiter, Knochensplittern und frischen Gräbern. Ihr meint, Ihr wolltet oder könntet künftige Generationen vom Krieg abhalten? Noch ein Schrittchen und wir sind wieder bei Hermann Bahrs Kriegsseggen oder dort, wo Thomas Mann schrieb: „Als sittliche Wesen aber — ja als solche hatten wir die Heimsuchung kommen sehen, mehr noch: auf irgend eine Weise ersehnt, ... wir kannten sie ja, diese Welt des Friedens und der cancanierenden Gesittung, ... Krieg! Es war Reinigung, Befreiung, was wir empfanden, und eine ungeheure Hoffnung, ... was die Dichter begeisterte, war Krieg an sich selbst, als Heimsuchung, als sittliche Not.“ Das war 1914. Von Sieg wollte Thomas Mann nichts wissen, trotz des Vormarsches bis in den Wald von Fontainebleau. „Unbesorgt! Wir stehen am Anfang, wir werden um keine Prüfung betrogen sein.“ Der Schriftsteller, der das Ohr der Nation hat, schrieb es, und wie dankte ihm die Nation! Das war doch kein „Wir werden sie dreschen“ eines lausbübschen Prinz-Generals. Sondern die sittliche Begier nach Pein, Schmerz, Wunden, Tod. Masochismus? Ich will mich nicht auf analytische Deutungen einlassen. Sondern feststellen: wir werden gleich wieder dort sein.

Wir sind unruhig und schauen nach dem Feind aus. Polen ist nicht schlecht, aber noch nicht das richtige. Dittmanns Wehrprogramm fängt es schon begabter an. Er weist mit erhobenem Finger auf den fascistischen und den bolschewistischen Imperialismus hin. Allerdings, die Nation ist auch hier nicht einig. Das war anders, als August Bebel von der Knarre sprach, die er gegen die russischen Unterdrücker tragen wollte. Vielleicht bringt Paul Levi das Heil, wenn er das Ende bourgeois Herrschaft im Kaffeesatz des nächsten Kriegs sieht? Vielleicht kann man, da nun einmal Zwietracht Deutschlands Erbe, zwei Parolen koppeln? Vertrauen wir dem Gott der Schlachten! Er wird uns im rechten Augenblick das rechte Losungswort schenken.

Inzwischen muß die Stimmung vorbereitet werden. Nach dem Krieg war es literarisch-verlegerisches Axiom: Nicht davon reden, es langweilt die Leute. Was bedeutete das? War es Scham? Wenn das Kind übereilig getollt hat und schließlich die Vase zerhauen ist, so setzt es sich still in die Ecke: reden wir nicht mehr davon. Wenn es Scham war darüber, daß der nationale Aufschwung alles zerbrochen und bedeckt hatte, nun, so ist man wieder schamlos geworden. Das Nötigste geleimt und aufgewischt, zehn Jahre nach dem großen Übermut vergnügt es den Kleinen, sich an seinen Jugendstreichen zu erfreuen. Zur Stelle sind die alerten Schriftsteller, ihm zu dieser Freude zu verhelfen, die Kriegsliteratur erobert das Herz des Volkes. Nicht mit dem Roten Kampflieger ist das zu machen, das Kriegsbuch trägt kein eisernes Kreuz am Deckel, es lügt nicht über Blut und Tod hinweg — auch das ist versucht worden, aber es war ein untaugliches Mittel —, nein mit dem Schrecken und Grauen der Wahrheit werden die Menschen, die jungen vor allem, für den Krieg erobert. Der Feldzug um die Seelen ist im Gang, kaum begonnen, ist er schon gewonnen.

Muß man beweisen? Wäre es nicht die Überzeugung aller Gutgesinnten, daß dies pazifistische Literatur sei, hätte nicht selbst die kluge ehrliche Frankfurterin in ihrer Polemik mit der Voß um die Priorität des Verdienstes es heftig beteuert, es würde nicht des Beweises wert erscheinen. Nun aber...

Der Gefreite Ludwig Renn wird nach hinten zur Regimentstischlerei kommandiert.

Ich stand starr. Ich sollte von meiner Gruppe fort?

„Es wird Ihnen schwer?“ sagte Fabian. „Würden Sie es denn vorziehen, hier vorn in der Gefahr zu bleiben, anstatt hinten in Sicherheit zu sein?“

„Jawohl, Herr Leutnant.“

Braver Gefreiter! Wer fühlte nicht mit dir, wem schlug nicht das Herz höher, wenn du in die Schlacht ziehst, wem sank nicht der Mut, mußt du Druckpunkt nehmen. Und bist du gar von Fabian geführt, dieser Seele von Mensch, diesem Frontoffizier par excellence, heiter im Gefecht, schwermütig im Quartier, Mutter seiner Soldaten, furchtbar jedem Ungerechten, wer wollte nicht mit dir marschieren!

„Nun, wie ist's Ihnen?“

„Gut, Herr Oberarzt!“

„Erzählen Sie noch etwas vom Sturm! War das nicht schrecklich?“

„Nein, es war herrlich, wie die vorstürmten, alle, — die vorher im Tunnel klagten! Einer hat gesagt — ich hörte es im Vorübergehen —, es wäre ihm gleich, ob er gefangen würde. Und der ist vorgerannt und hingestürzt. Wahrscheinlich tot.“

„Aber das ist doch nicht herrlich?“

„Doch, Herr Oberarzt, wie sie auf einmal alle Angst verloren hatten! Daß es sie gepackt hatte und sie angriffen, das war unvergleichlich schön.“

Keine Literatur, kalter, nackter Report eines Ungebildeten.

„Ich habe dir etwas mitzuteilen,“ sagte Lamm ernst.

Habe ich wieder etwas versäumt? dachte ich.

Er blieb stehen. Es war dunkel.

„Du bist wegen Auszeichnung vorm Feind zum Vizefeldwebel befördert. — Hier habe ich dir mein Portepée mitgebracht und ein paar Knöpfe — es sind freilich nur Gefreitenknöpfe.“

Ich wollte ihm danken, aber war denn das nicht zuviel? Ich hatte doch die Stellung hier, die wichtigste in der ganzen Division!

„Freust du dich denn nicht?“

„Doch, doch, aber — ihr macht mich nur eingebildet.“

Dieser Lamm, Einjähriger, als der Krieg ausbricht, den alle verachten, weil er kein Kommando herausbringt, der nicht einmal Gefreiter geworden ist und der das Militär haßt, — und nach den ersten Tagen der Offensive kann ihn Fabian, der gute Leutnant, zum Eisernen Kreuz eingeben. Am Ende aber ist er selber Leutnant und Kompanieführer, tapfer, streng und gütig, einer, der zwischen zwei Feuerüberfällen seinen Mannschaften die Eisernen Kreuze in die Granattrichter bringt. Fällt er nicht schließlich? Nun, es gibt keinen schönern Tod, als vor dem Feind erschlagen.

Ist das vom Reichswehrministerium subventioniert? Wieso? Erstens ist das Reichswehrministerium dazu nicht geeignet genug; und dann gehen gute Sachen von allein. Wir Pazifisten machen uns den nächsten Krieg selber, dazu brauchen wir Gröner und Heye nicht und am wenigsten Oertzen.

Renns „Krieg“, das ist das anständige, simple, kunstlose von den beiden neuen Büchern, die so viel Lärm machen. Während Remarque — ein hervorragender Reißer! Diese Wunderkorporalschaft, die wegen der künstlerischen Einheit inmitten der Ernte des Todes bis zum letzten Kapitel am Leben bleibt, während ringsum die Kameraden dahinsinken, das ist Roland mit den Paladinen im Tal von Roncevalles. Soll man sagen, es sei verlogen? Aber nein. Nur, es ist Kriegspropaganda. Die letzten zwanzig Seiten allerdings sind kitschig und darum minder wirkungsvoll. Aber sonst — glänzende Kriegspropaganda. Worauf beruht aller Dichtererfolg? Auf Identifizierung. Man denke an die Affäre mit dem Schinder Himmelstoß. Jeder Mensch hat seinen Himmelstoß, zu Wasser und zu Land, in Krieg und Frieden. Und hier dieser dreifach gesteigerte Sieg über das böse Prinzip. Erst die Prügel beim Abschied von der Garnison. Dann die offene Auflehnung, als der Unteroffizier ins Feld kommt. Endlich aber! Szene: Trichterfeld. Der Artillerieschleier rückt nach hinten, der Feind greift an.

Ich sehe Himmelstoß nicht mehr. Rasch springe ich in den Unterstand zurück und finde ihn, wie er in der Ecke liegt, mit einem kleinen Streifschuß, und den Verwundeten simuliert. Sein Gesicht ist wie verprügelt. Er hat einen Angstkoller, er ist ja auch noch neu hier. Aber es macht mich rasend, daß der junge Ersatz draußen ist und er hier.

„Raus!“ fauche ich.

Er rührt sich nicht, die Lippen zittern, der Schnurrbart bebt.

„Raus!“ wiederhole ich.

Er zieht die Beine an, drückt sich an die Wand und bleckt die Zähne wie ein Köter.

Ich fasse ihn am Arm und will ihn hochreißen. Er quäkt auf. Da gehen meine Nerven durch. Ich habe ihn am Hals, schüttele ihn wie einen Sack, daß der Kopf hin und her fliegt, und schreie ihm ins Gesicht: „Du Lump, willst du raus — du Hund, du Schinder, du willst dich drücken?“ Er verglast, ich schleudre seinen Kopf gegen die Wand. „Du Vieh.“ — Ich trete ihm in die Rippen — „du Schwein“ — ich stoße ihn vorwärts mit dem Kopf vorn hinaus.

Nun aber gar, wenn der kriegsfreiwillige Unteroffizier Mittelstädt dem Landsturmmann Kantorek all das vorbetet, was früher der Studienrat Kantorek dem Unterprimaner Mittelstädt vorgebetet hat. Wenn er ihm mitten im Schleifen sagt: „Landsturmmann Kantorek, wir haben das Glück, in einer großen Zeit zu leben, da müssen wir alle uns zusammenreißen und auch einmal das Bittere überwinden.“

Lustig ist das! Zwerchfellerschütternd. Und erfüllt den Leser mit nichts als Heiterkeit. Zeigt mir den Mann, gar den

Knaben, der hier nicht innig die Identifizierung ersehnte und mit ihr den Krieg, der die Rangeinteilung umdreht, der ihn erhöht, den andern erniedrigt, der den Untergebenen zum Vorgesetzten seines Vorgesetzten macht. Wollt Ihr wieder ein-einhalb Millionen Kriegsfreiwillige? Reiht den Remarque den Schulbibliotheken ein, und Ihr werdet sie haben. Nehmt noch dazu den Mißerfolg, den der Oberleutnant vom hohen Stab im Graben erleidet und das pantagruelesche Fressen in dem verlassenen Proviantamt, den warmherzigen Alleskönner Katczinsky, das Bad nach den Wochen des Ungewaschenseins und nun gar die französischen Weiber dort, jenseits des Kanals, den die Wundergruppe mit dem Kommißbrot in hochgehaltener Hand nachts durchschwimmt, — nichts als erfüllte Wunschtäume. Kriegspropaganda, Kriegspropaganda.

Schildern denn Bücher und Filme Falsches, lügen sie? Mehr oder weniger künden sie alle Wahrheit. Und echter als Renn kann man kaum schildern. Die Freude an diesem Sport (Krieg genannt) muß gar nichts mit Imperialismus und Nationalismus, mit Eroberungssucht und Vaterlandsliebe zu tun haben. Darum war es so verblödet, was Vaterlandspartei und Unterrichtsoffiziere taten, als sie den Soldaten erzählten, Belgien, Kurland, die Gruben von Longwy und Briey und die flandrische Küste müßten annektiert werden, Deutschland könne ohne sie nicht leben. Ein braver Soldat tut freudig seine Pflicht, weil Krieg der feinste aller Sports ist. Wer es nicht wußte, diese Kriegsliteratur sagt es ihm. Aber man hat es schon vorher gewußt. Man holt Dich heraus aus all der Un-erquicklichkeit des Alltags, entbindet Dich der Pflicht, zu denken und Entschlüsse zu fassen, nährt Dich, kleidet Dich, sorgt für Deine Familie, gibt Dir ein nebelhaftes, aber großartiges Ziel, stellt die höchsten Anforderungen an Deine in Fabrik und Bureau mißhandelte Physis, lobt Dich, zeichnet Dich aus und gibt Dir — das Abenteuer. Mensch, was willst Du mehr?

Haie Westhus, einer von Remarques braven Soldaten, will „bei den Preußen bleiben und kapitulieren“.

„Haie, du hast glatt einen Vogel,“ sage ich.

Er fragt gemütlich zurück: „Hast du schon mal Torf gestochen? Probiere mal!“ Damit zieht er seinen Löffel aus dem Stiefelschaft und langt in Alberts Eßnapf.

„Schlimmer als Schanzen in der Champagne kann's auch nicht sein“, erwidere ich.

Haie kaut und grinst: „Dauert aber länger, kannst dich auch nicht drücken.“

„Aber Mensch, zu Hause ist es doch besser, Haie.“

„Teils, teils“, sagt er...

Bravo Remarque! So ist es. Und zu dem Vergnügen am Kriegssport kommt die unbezahlbare Zugabe des Schimpfens auf den Krieg und die Illusion, der Friede sei das Paradies, „zu Hause“ sei es „gut“. „In der Heimat, in der Heimat...“

Hier schenkte der Dichter seiner Gestalt einen lichten Augenblick. Wir haben doch jetzt schon zehn Jahre Frieden,

fünf Jahre „normale“ Verhältnisse. Wir brauchen gar nicht des edlen Literaten Thomas Mann Ekel vor der cancanierenden Gesittung. Wir kennen uns wieder aus in Kohlengruben, auf Rübenfeldern, in Textilfabriken, auf Kontorstühlen. In uns wühlt es: Gebt uns das Abenteuer! Mit dem großen Ziel — noch besser. Aber das Abenteuer an sich wäre schon genug. Nur weg mit diesem Alltag. Was sagt beim Ausrücken Ludwig Renn, kein Überschwenglicher, kein Militarist, kein Hurrapatriot: „Bin ich nicht glücklich daran, einen Krieg zu erleben? Es ist doch irgend eine Loslösung. Wie schlimm für die, deren Jugend ohne das vergeht!“

„Es ist doch irgend eine Loslösung.“ Die Jugend von 1930 wird nichts anderes sagen. Wenn ihr nicht die Parole grade zuwider läuft. Wofür gesorgt werden wird. Hat sie es bisher nicht gewußt, so ist diese Literatur gekommen, um es ihr bewußt zu machen, wie schön „irgend eine Loslösung“ vom Frieden ist. Die Pazifisten liegen schief.

Die pazifistische Argumentation ist von Anfang an den falschen Weg gegangen, als sie „unsre Helden im Felde“ kurzweg übersetzte in „unsre Märtyrer im Felde“, — eins so falsch wie das andre. Über beidem schwebt die altväterliche Vorstellung von den „Lieben daheim“, die Strümpfe strickend und Charpie zupfend warm in der Stube sitzen, während Mann und Sohn in finsterner Mitternacht vor dem Feind Wache schieben. Nach dreißig Feldmonaten, die wechselvoll kühl und schwül, erheiternd und erregend verlaufen waren, kam ich für drei Tage in das hungernde Wien, sah in Ottakring nachmittags um sechs Uhr die Proletarierfrauen vor den Bäckerläden Schlange stehen, damit sie morgens um acht kein Mehl bekämen. Ich liquidierte den Krieg, dem ich hier, wie von Seeckt sagt, „ins blutunterlaufene Auge“ gesehen hatte, aber nicht, wie er, durchs Scherenfernrohr. Die Pazifisten liegen schief, wenn sie die Schrecken des Schützengrabens sprechen lassen. Was war mit Lederstrumpf? Was mit Winnetou und Old Shatterhand? Was mit Robinson? Gefahr schreckt nicht, Gefahr reizt. „Im Westen nichts Neues“ wird auf keinem Weihnachtstisch pfadfindender Knaben fehlen. Sie werden nächstes Jahr, wenn nicht zum Stahlhelm, doch zu Reichsbanner oder Rot-Front gehen. „Trommeln und Pfeifen, — Kriegerischer Klang — ...“

Ein feines Sportbuch. Und ein feiner Sport, den das Buch preist. Ein teurer Sport, das wäre eine Einwendung. Selbst mit dem Elend der Frauen und Kinder noch nicht voll bezahlt. Europas Proletariat zahlt noch heute dafür und wird lange dafür bezahlen. Mit niedrigen Löhnen, mit Arbeitslosigkeit, mit Wohnungsnot, mit Obdachlosigkeit. Ein feiner Sport, vier Jahre Müßiggang, gepfeffert und papriziert mit Zynismus, Verwilderung, Huren, Plünderung, Schlemmerei, Hunger und Durst, mit Schmutz und Schwelgen, mit Gefahr und Erschöpfung, mit dem Reiz des Todes und des Tötens — zu teuer bezahlt. Mit romantischer Literatur ist die Propaganda gegen den Krieg nicht zu machen. Romantik ist immer für den Krieg. Nur mit der Vernunft. Und Vernunft ist unromantisch.